

Ziehharmonika im Kolosseum

Mit einem ausfahrbaren Holzboden sollen im Kolosseum in Rom Besucher wieder den antiken Kampfplatz der Arena betreten können. Eine Expertenkommission habe sich für den Vorschlag eines Mailänder Ingenieurbüros entschieden, hieß es bei einer Onlinepressekonferenz des Kulturministeriums am Sonntag. Der Plan sieht vor, dass das derzeit freiliegende unterirdische Areal in der Mitte der Arena mit Holzplatten zugedeckt und bei Bedarf freigelegt werden kann. Italiens Kulturminister Dario Franceschini sprach von einem weiteren Schritt zur Wiederherstellung des ursprünglichen Bildes der Arena. Das Projekt werde dem Erhalt der archäologischen Struktur des Kolosseums helfen. Für die Umsetzung sind 18,4 Millionen Euro vorgesehen. Bis zum Jahr 2023 soll das Vorhaben fertiggestellt sein. Mit einem Mechanismus sollen den Plänen zufolge viele einzelne Bretter ziehharmonikaartig auf dem Platz binnen 30 Minuten ausgefahren werden können. Damit sollen die Räume darunter belüftet und die Luftfeuchtigkeit darin reguliert werden können.

(dpa/iw)

Lieber doch nicht

Der Philosoph Jürgen Habermas (91) hat die Annahme eines hochdotierten Buchpreises aus den Vereinigten Arabischen Emiraten überdacht. Die politische Verquickung sei ihm nicht klar genug gewesen, teilte er am Sonntag mit. »Ich habe meine Bereitschaft erklärt, den diesjährigen Sheikh Zayed Book Award anzunehmen. Das war eine falsche Entscheidung, die ich hiermit korrigiere«, hieß es in seinem am Sonntag vom Suhrkamp-Verlag in Berlin übermittelten Schreiben. »Die sehr enge Verbindung der Institution, die diese Preise in Abu Dhabi vergibt, mit dem dort bestehenden politischen System habe ich mir nicht hinreichend klargemacht.« Habermas wurde 1929 in Düsseldorf geboren. Er war Ende der 50er Jahre Forschungsassistent bei Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, wurde von Herbert Marcuse beeinflusst und avancierte selbst zu einem der prägenden Philosophen der Gegenwart.

(dpa/iw)

Auf nach Kuba

Das Frauenpolitische Forum der DKP zeigt bei einer Onlineveranstaltung am Freitag, 7. Mai, um 18 Uhr den Film »Wo der Himmel aufgeht« über die kubanische Konzertreise der Auschwitzüberlebenden und Aktivistin Esther Bejarano und der Rapgruppe Microphone Mafia im Jahr 2017. Anschließend folgt ein Gespräch mit Regisseur Tobias Kriele. Teilnahmelink: <https://global.gotomeeting.com/join/595362077>

(iw)

Der Asphalt zittert

Unter Gangstern: Die französische Netflix-Serie »Caïd« geht formal ungewöhnliche Wege. Von Hannes Klug

Der Auftrag scheint einfach zu sein, nichts Besonderes: Franck (Sébastien Houbani) dreht Musikvideos, und er soll im Auftrag einer Plattenfirma ein Video über den jungen Rapper Tony drehen. Lebensecht soll es sein, ein Porträt des Sängers (Abdrmane Diakite), das sich nicht mit gestellten Tanzszenen begnügt, sondern mitten aus dessen Alltag berichtet. Tony ist allerdings der Boss einer wenig umgänglichen Drogendealerbande, die eine komplette Hochhausssiedlung am Rand einer südfranzösischen Stadt für ihre Geschäfte abgesperrt hat und quasi militärisch kontrolliert. Als der Regisseur und sein Kameramann dort ankommen, werden ihnen als erstes ihr Auto und ihre Papiere abgenommen. Schnell werden sie von Beobachtern zu Beteiligten, als ein Konflikt mit einer benachbarten Gang ausbricht und – nicht zuletzt durch das Filmteam selbst und seine Kameras – zusehends eskaliert.

Die französische Netflix-Miniserie »Caïd«, die in Deutschland »Dealer« heißt, ist schon allein aus dem Grund formal bemerkenswert, dass ihre einzelnen Folgen nur rund zehn Minuten lang sind und in dieser kurzen Zeit ein enorm dichtes Gespinnst aus Handlungsfetzen weben, das sich zu einer intensiven und perspektivisch komplexen Erzählung zusammenfügt. Noch eine weitere Besonderheit zeichnet »Caïd« – das Wort bedeutet im Deutschen soviel wie »Gangster« oder »Gangsterboss« – aus: Das Filmteam arbeitet mit mehreren Aufnahmegeräten, darunter verschiedene Gopro-Kameras, die es an die Gangmitglieder verteilt und die ihre Inhalte an eine App senden. Das Ergebnis ist entsprechend rau und verwackelt, manchmal unscharf, oft hart und übergangslos montiert. Manchmal zeigt das zittrige Bild den Asphalt, während die Action oder die Dialoge im Off stattfinden, und wenn derjenige, der die Kamera im Knopfloch trägt, Schiss kriegt und wegrennt, rennt auch das Bild mit. Zack, Schwarzbild, Parkplatz, ein Hochhausbalkon, Zoomversuche, bis woanders die Köpfe am Bildrand ab-



Beinahe Freunde: Videoproduzent Franck (Sébastien Houbani, l.) und Rapper Tony (Abdrmane Diakite)

geschnitten sind oder man nur Hände sieht, die vor dem Objektiv herumfuhrwerken, oder der Regisseur seinem allzeit nervösen Kameramann Anweisungen gibt: »Hast du die Tasche drauf? Ich will die Tasche sehen!«

Von Anfang an sind die beiden Filmemacher die Protagonisten der Geschichte, indem sie nicht nur ihre filmischen Strategien diskutieren (soviel wie möglich aufnehmen, vor allem die Aktionen auf der »Straße«, und die Fragmente später zusammenmontieren), sondern auch selbst im Bild sind. Sie versuchen, mit Tony und seinem unberechenbaren »Bruder« Moussa (Mohammed Boudouh) zu verhandeln, was sie filmen dürfen und was nicht, oder ob sie nun de facto Gefangene sind oder sich frei bewegen dürfen. Was in mancherlei Hinsicht anmutet wie die aus Horrorfilmen wie »Blair Witch Project« (1999) oder »Paranormal Activity« (2007) bekannten Wackelbilder (das rot blinkende Warnzeichen für den ausgehenden

Akku oben in der Ecke lässt grüßen), ist doch in Wahrheit um einiges vielschichtiger. Auch die Handkameras früher Videodokumentationen wie die »Police Tapes«, die 1977 drei Monate lang die Polizeiarbeit in der Bronx begleiteten, und die daraus bis zum Überdruß abgekupferte Ästhetik des Reality-TV werden hier allenfalls zitiert: Da in »Caïd« mehrere Kameras im Einsatz sind, sind die Perspektiven kaleidoskopisch. Das legt einen Diskurs über das Filmen selbst über die Handlung, der selbst in den atemlosesten Actionsszenen noch als metafiktionaler Kommentar Platz findet.

Gleichzeitig ist bewundernswert, wie selbst in der Gedrängtheit des Formats Zeit für Atempausen bleibt – etwa wenn sich eine Freundschaft zwischen Franck und Tony entwickelt, die beide ihrem anstrengenden Leben entfliehen wollen. Eine der eindrucksvollsten Szenen der Serie, die insgesamt nicht länger ist als ein Spielfilm, besteht darin, dass die Beteiligten auf

einer Dachterrasse herumsitzen und warten, dass ein Deal abgewickelt wird, während ein Grill, ein Soundsystem und Wasserpeifen bereitstehen. Und natürlich beginnt genau hier das Verhängnis, das die Anspannung zum Explodieren bringt.

»Caïd« steht in einer Tradition schonungslos realistischer französischer Sozialstudien, die von »La Haine« (»Hass«, 1995) bis zu »Lés Misérables« (»Die Wütenden«, 2019) reicht, lässt aber auch Anklänge an das Milieu der US-amerikanischen Serie »The Wire« (2002–2008) erkennen. Unnötig zu sagen, dass auch der französische HipHop-Soundtrack zum Gelingen beiträgt. Für die Plattform Netflix erweist sich Frankreich nach »Lupin« (2021) als zunehmend ergiebiger Standort für international erfolgreiche, weil formal wie inhaltlich herausragende Produktionen.

■ »Caïd«, Frankreich 2021, zehn Episoden, je zehn Minuten, bei Netflix

Berufskalender ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Eine Freundin schrieb mir, sie hätte in der 20. KW einige Tage frei. Ich schrieb zurück: »Was heißt KW?« – »Kalenderwoche! Kennst du das nicht?« Wann die 20. Kalenderwoche sei, mochte ich sie danach gar nicht mehr fragen, ich googelte. Im »Karpfenkalender«, in dem es um tote Karpfen in den Händen von lebendigen Mädchen in nassen T-Shirts geht, fehlte ausgerechnet der Monat mit der 20. KW. Aber im »Feuerwehrfrauenkalender« wurde ich fündig. In diesem Kalender findet man pro Monat eine oder mehrere halbnackte Feuerwehrfrauen (»zum Feueranfachen«) zusammen mit allerhand modernen Geräten, die man heute zum »Feuerlöschen« so braucht.

Ich war da auf ein ebenso seltsames wie expandierendes Marktsegment bei den »Terminplanern« gestoßen. Man kennt ja vor allem den berühmten Pirelli-Kalender – sozusagen den Vater aller Pin-up-Kalender. Dessen Heraus-

geber, der italienische Reifenkonzern (an dem neuerdings der russische Ölkonzern Rosneft beteiligt ist), will ihn nun, nach 57 Jahren, einstellen, nachdem die Fotografen immer teurer und die Mädchen vor dem Auslöser immer berühmter geworden sind.

Nun gibt es aber auch, statt eines Gummikonzernkalenders, einen von mehr oder weniger günstigen Fotografen und mit gänzlich unbekanntem Mädchen fotografierten »Werkstattkalender«, den sich vermutlich Arbeiter und Handwerker in ihren Spind hängen sollen. Ebenso einen »Baumaschinenkalender«, in dem zarte Mädchen alljährlich auf möglichst massigen Baggern posieren. Ferner Tattokalendarer mit nackten tätowierten Mädchen. Und »Boxenluderkalender«, in dem sogenannte Grid Girls posieren: überraschenderweise alle züchtig bekleidet mit einem Regenschirm in der Hand, auch die Hintergründe ihrer Wirkungsstätte

(Rennstrecken) sind bewusst unscharf gehalten.

Auch Kalender mit kackenden Katzen, kackenden Hunden, fickenden Tieren sollen hier kurz erwähnt werden, ebenso zu erlegende Tieren, die man auf zahlreichen Jagdkalendern findet.

Erwähnt werden muss selbstverständlich der »Bauernkalender«, der sich sehr großer Beliebtheit erfreut. Es gibt deutsche, österreichische und schweizerische Bauernkalender, auch »Jungbauernkalender« genannt, die von den jeweiligen Verbänden herausgegeben werden – seit Mitte des 19. Jahrhunderts bereits. Man findet darin heute meist leichtbekleidete Jungbäuerinnen in Ställen oder Gärten, umgeben von Nutztieren und Traktoren. Sie füttern Tiere, drücken ein Huhn an ihr Herz, oder sie zeigen, ja, auch das, auf dem Heuboden liegend, Männern ihre Brüste. Kalender mit Jungbauern, die mit freiem

Oberkörper posieren, gibt es freilich auch.

In dem mir vom Verlag überlassenen »Jungbäuerinnenkalender« will über die Hälfte der abgelichteten Rural-Models Bäuerin werden bzw. den Hof der Eltern übernehmen, lernt bzw. studiert Landwirtschaft oder Fachverwandtes. Nun haben die Landmädchen, die im Sommer in der elterlichen oder verwandtschaftlichen Wirtschaft mithelfen müssen, dies anscheinend schon seit langem leichtbekleidet getan: »Wenn ich schon nicht an den Badeseen fahren kann, dann will ich mich wenigstens bei der Arbeit ausziehen.« Seinem »Nachruf auf die Kleinbauern« (sie stellen nur noch zwei Prozent der Bevölkerung) hat der österreichische Sozialforscher Bernhard Kathan deswegen den Titel »Strick, Badeanzug, Besamungssets« (2006) gegeben. Den Badeanzug trug eine seiner Informantinnen immer zur Erntezeit auf dem Feld.